

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 10

Artikel: Dorfbubenfasnacht
Autor: Reinhart, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hüte man sich vor der Gewohnheit Kinder in Kinos, Theater, Gastwirtschaften usw. mitzunehmen. Dies ist nicht nur in erzieherischer Hinsicht verderblich, sondern auch mit gesundheitlichen Gefahren verbunden. Der wertvolle Schlaf vor Mitternacht wird dadurch verkürzt, das Kind in seiner Nachtruhe gestört, so daß das übermüdete Gehirn am folgenden Tag in seiner Leistungsfähigkeit beschränkt wird. Eine Häufung derartiger Exzesse kann für die Kinder von schwerwiegenden Folgen sein.

Ich hoffe mit den vorstehenden Darlegungen

deutlich gezeigt zu haben, welches hohes Maß an Sorgfalt von Schule und Elternhaus aufzubringen ist, um die Kinder vor den Gefahren, die das Schulleben nun einmal mitbringt, möglichst wirksam zu schützen. Mögen sie beherzigt werden, damit unsere Jugend in den Stand gesetzt wird, sich zu starken, verantwortungsfreudigen Menschen heranzubilden, die in Frische und Leistungsfähigkeit einmal ihrem Berufe leben und ihre Pflichten als Staatsbürger erfüllen können.

Dr. H. Zimmermann.

Die Augen meines Kindes.

Wenn ich deine Augen sehe,
denk ich an das blaue Meer:
Wie ich an dem Ufer stehe,
Sonntagsfrieden um mich her.

Durch die glasklarhellen Wellen
schau ich bis zum Meeresgrund,
und in Tönen, silberhellen,
wird mir tief Geheimnis kund:

Heller Jubel, stilles Klagen,
höchstes Glück und tieffstes Leid,
stumme Sehnsucht, banges Fragen,
und Erfüllung tief und weit.

Wenn ich deine Augen sehe,
denk ich an das blaue Meer
sonntagmorgens . . . und ich stehe,
wie wenn immer Sonntag wär. . .

Jakob Friedli.

Dorfbubenfastnacht.

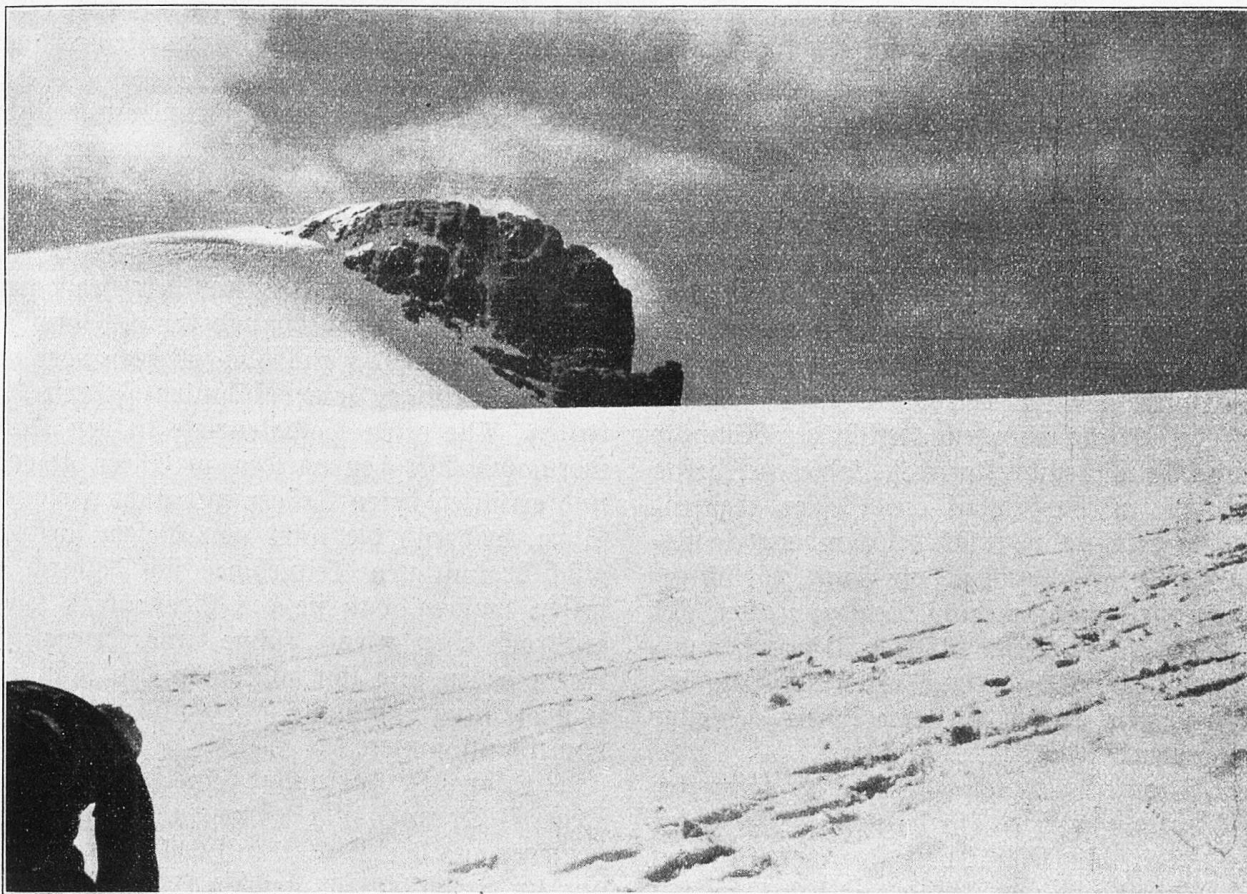
Eine Jugenderinnerung von Josef Reinhart.

Aus dem „Himmelreich“, das eine halbe Stunde seitab vom Dorf in einem Waldeiland lag, waren wir ein halbes Dutzend Buben und nur ein Mädchen, das Madeli, die mitsammen jeden Morgen ihren Schritt zur Schule lenkten.

Oh nach Neujahr der edle Wettstreit ausfochten, wer zu Hause die größten Neujahrssringe gebacken, wer den schönsten Götlibaken geerntet hatte, trat ein anderer Heiliger in den Bereich unserer Verhandlungen: der Hilarius. Der tat die Fastnacht auf! Dann ward uns der Schulweg wieder viel zu kurz, und der Lehrer mußte frische Stecklein schneiden, weil den Himmelreicher Buben der Mund auch in der Schule vom Fastnachtssieber überlief; denn wir gingen nicht Masken, wie die da drinnen im Dorf, das war uns zu gemein. Wir hatten einen Knecht, den Degerli, der einst Student gewesen und damals viel Komödie gespielt hatte. Der brachte uns auf den Gedanken, an der Fastnacht als wandernde Theatertruppe dem Volk rings auf den Höfen die Kunst ins Haus zu bringen. Wie oft schon hatte er mit glänzenden Augen von der Zeit erzählt, da er —

der doch der beste Mensch war von der Welt — den Tyrannen Geßler gespielt.

Nun, dieser Geßler leuchtete auch uns ein, und auf dem Schulweg wurden wir einig, ihn zu spielen, wie er in der hohlen Gasse stirbt. Nun gab's zwar schwere Kämpfe. Den Geßler zu spielen, das reizte uns am meisten. Der Zell war weniger begehrt, weil er keinen Säbel tragen durfte. Alle Mittel wurden angewendet, List und Güte und auch Gewalt. Jeder probierte im stillen seine Stimme auf ihre Tiefe und orgelte bei den Verhandlungen auf dem Schulweg in den untersten Registern seiner Knabenfisteltöne, bis er fast heiser war. Einige machten Bestechungsversuche mit Birnenschnitzen und überzuckerten Zwetschgen, um zu der ersehnten Ehre und dem größten Säbel zu gelangen. Endlich arteten die Verhandlungen in eine regelrechte Balgerei aus. Den Sieg trug schließlich des Zentnerhöfers Bub davon, der Hans, weil er Kanonenstiefel hatte und in einer Anwandlung von Großmut versprach, uns im Sommer an seines Vaters frühe Baselfirschen zu führen. Mit jauerjüßer Miene und lüfternem Mund,



Im Claridengebiet.

Phot. Werner Denzler, Zürich.

der schon nach Kirichen wässerte, schlugen wir ihm die vielbegehrte Rolle Gefzlers zu. Der weniger umworbene Tell war bald vergeben. Des Jägers Ferdinand! Wer sonst, da er zu Weihnachten eine neue Armbrust gekriegt hatte? Die andern Rollen wurden im Frieden verteilt, da es fast jedem einen Säbel traf; mir traf's, da wir zu Haus ein Roß im Stall besaßen, des Gefzlers Stallknecht Harras; ich war's gar wohl zufrieden, da ich nichts Begehrnswerteres fand außer der Gefzlerrolle, als die Armgard, unseres Nachbars Madeli, vor dem grausamen Vogt in Schutz zu nehmen, der sie so fürchterlich anbrüllen mußte, wie es Degerli uns vorgemacht.

Das Allernächste, was zu tun war, eh' wir die Rollen lernten, war die Beschaffung der hölzernen Säbel. Meines Vaters Hobelbank, Zugstuhl und Schneidmesser mußten herhalten; mit Silberpapier umklebten wir die scharfen Klingen, für Gefzler wurde ein krummer Türkenjäger mit Futteral aufgestöbert; weiß Gott woher der ins „Himmelreich“ gekommen war!

Dann gings endlich an die Proben. Unsere Wohnstube war wie zu einem Übungslokal geschaffen, da sie im Winter schön warm geheizt war und der grüne Kachelofen prächtige Schlupfwinkel für die unbeschäftigten Schauspielers bot und in seinem Rohre immer ein paar schmorende Äpfel barg. Damit waren alle einverstanden, nur meine Mutter nicht, die am Sonntag gern ein Buch in Andacht las und unser Wettergöttli, der gewöhnlich für den Sonntagnachmittag den obern Ofensitz für sich in Anspruch nahm, wo er, die Holzschuhe weit in die Stubenregion hinausstreckend, den langen Weg seine mannigfaltigen Schnarchmelodien übte. So zogen wir denn mit Degerli, unserm Regisseur, schmollend aus und suchten ein neues Lokal. Eine andere Bauernstube stand uns nicht zur Verfügung. Unsere Futtertenne schien uns nach der warmen Ofenstube am geeignetsten, drang doch dort, wenn man die Laden öffnete, die warme Luft des Kuhstalls zu uns herüber und konnten wir unser allfälliges Bühnenfieber angesichts der großen, kritischen Augen, die uns durch die offenen

Laden entgegenglockten, leicht uns abgewöhnen. Links und rechts an der Wand lag hochaufgeschichtet eine Mahde Heu, bereit zur abendlichen Fütterung unserer kritischen Zuschauer im Stall drüben. Mitten durch führte ein Gang, der zur Not als hohle Gasse dienen konnte. Und wenn auch der Hollunderbusch fehlte, so stand an dessen Stelle die Heuleiter, von deren hohen Sprossen Tells Pfeil sein Opfer finden konnte, ein Standort, der dem Schützen zustatten kam, da er mit wenig Sägen die Öffnung zur Heubühne erreichen konnte, wenn er, mehr aus Bosheit als aus dem Gefühl der Notwehr heraus, sein Armbrustgeschöß, eine gefrorene Kartoffel, in Wirklichkeit auf Geßler abzusenden sich erkühnte, was sich der Landvogt in seinem Zorne nicht gefallen ließ. Statt, tödlich getroffen, in sein Blut aufs Heu zu sinken, fiel er jählings aus seiner Rolle und mit heimatischen Rosenamen, die mit Schillers Zamben wenig gemein hatten, kletterte er die Heuleiter empor dem fliehenden Tellen nach. —

Auch sonst liefen die Proben oft bewegter als wünschenswert ab, so daß unser Regisseur, der Degerli, alle Hände voll zu tun hatte, uns wieder in Rand und Band zu bringen und dem Madeli, das doch sonst kein furchtsam Hühnlein war, fast wind und weh ward dabei.

Wenn dann die Sache wieder im Blei war, plazierte sich der Regisseur, sein kaltes Kreuzerpfeisichen im Munde, mit der ernstesten Miene auf dem Futtertrog. Von dort herab suchte er mit lauten Worten Ordnung in das wirre Chaos unseres Spiels zu bringen, verwarf mit rotem Kopf die Arme, regierte wie ein steckengebliebener Fuhrmann, blieb aber nie lange dort oben, da es ihm in den Augen weh tat, wenn er sah, wie wir in der hohlen Gasse unsere Gesichter und Arme verrenkten. Dann sprang er herab, schimpfend, als wäre ein Wagen voll Heu in den Graben gestürzt, stand mitten unter uns und donnerte seine Geßlerrolle heraus, daß die der menschlichen Kunstübung ungewohnten Herrschaften drüben im Stall erschreckt zurückfuhren:

„Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen verkünden!“ Er mochte ahnen, daß er die stärksten Register ziehen müsse, bis wir einen Be-griff erhielten, was Theaterspielen heißt.

Es gab eine regelrechte Gastspiel-Reise; die einzelnen Höfe rings im Umkreis einer Stunde sollten am Fastnachtsonntag abgesucht werden.

Aber bis der weihevoller Moment der ersten Aufführung angekommen, brauchte es noch manchen mütterlichen Verweis, gab es noch etliche Tadeln in der Schule; denn wir fertigten unsere Kleider unter mehr oder weniger gefälliger Mitwirkung unserer Schwestern oder Mütter selber an. Am leichtesten ging es mit der Kopfbedeckung; denn in jedem Hause waren ein paar alte Tschakos, aus des Großvaters Glanzzeit, und zum Schmucke der gewöhnlichen Hüte mußte unser Haushahn, ob gern oder ungern, mit einigen seiner kühnsten Federn herhalten. Alle alten Soldatenröcke in den Kammern und Estrichen wurden zu Ehren gezogen und erfüllten deren Träger mit nicht geringem Stolz, während die nicht von diesem Besitzerglück begünstigten Teilnehmer sich dadurch zu helfen mußten, daß sie des Großvaters Hochzeitsrock eine etwas kühne und kriegerische Form gaben und ihn zudem an den Rändern je nach Rang und Rolle mit Gold- und Silberpapier umsäumten.

Mir saß als Harrashut ein Dreispitz, aus Degerlis Sonntagsfilz geformt, mit der Straußenfeder aus der Mutter Hutschachtel, gar wohl an; ein farbig blutrot Hemd, in Brusthöhe umgenäht, war mein leichtes lustiges Wams, und des Wettergöttis Sammethosen waren in der Kniehöhe umgestülpt worden und gaben meinem Gang die nötige ritterliche Schwere, während die blau gestreiften Strümpfe unserer alten Magd das farbige Bild meiner Erscheinung anmutig ergänzten.

Wilhelm Tell, der Ferdinand, dessen Vater an höhern Festtagen die Nachbarn rasierte, versah neben seiner Hauptrolle noch das Amt eines Theaterfriseurs. Mit einem Zichorien-paket zauberte er rosenrote Wangen und Nasenspitzen auf unsere Gesichter, und mit dem Finger, den er an einer ruhigen Pfanne abstrich, malte er uns Schnurr- und Kinnbärte, zum späteren Schrecken der Mütter, die an unsern Mastüchern — soweit wir solche hatten — die Spuren unserer Bemalung gar deutlich abgebildet fanden. —

In der strahlenden Wintersonne bewegte sich der glänzende Zug unserer Theatergesellschaft dem nächsten Bauernhof zu, einer ging hinter dem andern auf schmalem Fußweg.

Wir traten vor das Haus; aber ein mächtiger Hund wies unserer farbigen Erscheinung grimmig die Zähne. Da ging die Tür auf, der

Vater trat heraus und fragte, was wir wollten. Verlegen stammelte Tell etwas, aber des Bauern Kunstverständnis schien wenig entgegenkommend zu sein; denn er schüttelte den Kopf; nun trat Madeli hervor, da der Bauer sein Vetter war; es zeigte auf den Gefler; stolz wie auf ein neues Dittibabi (Puppe) erklärte es ihm: „Wir wollen Gefler spielen, und ich bin die Armgard“. Das war wie warmer Regen auf das dürre Erdreich der bäuerlichen Theaterfreundlichkeit:

„So könnt ihr meinetwegen die Komödie spielen, aber putzt die Schuhe ab!“ sagte er und ging seines Weges ins Dorf, als wär's ein Sonntag wie ein anderer.

Dann traten wir in den Hausgang; der Gefler schob seinen Bruder, den Oskarli, voran. „Du mußt zuerst hinein!“

Wegen seiner hohen Mädchenstimme hatte man ihn bei der Rollenverteilung übergangen; da hatte er schrecklich geweint.

„Will auch Theater spielen!“

Der Degerli hatte sich dann seiner erbarmt und einen glücklichen Ausweg gefunden, so daß der Oskarli doch noch zu einer Rolle kam und gar noch zu einem Säbel; der Oskarli mußte den Prolog machen, und da der Degerli gut dichten konnte, verfaßte er ihn selber.

Nun stießen wir den angesichts seines ersten Auftretens etwas käsbleich gewordenen Prolog unsanft zur Stubentür hinein.

Dann hörten wir draußen Harrenden, wie er mit zager, belegter Stimme Degerlis Verse vortrug:

„Josef, was ig euch will sage,

Gefler wird is Bluet geschlage.

Es wird gespielt der gute Schütze
oder Geflers Vogtenmord.“

Mit schwacher Stimme, wie ein Savoyerörgelchen, dem die Luft ausgegangen, war Oskarli zu Ende gekommen. „Adie“, sagte er rasch, tief aufatmend und schob sich zur Tür heraus.

Nun trat Ferdinand, der Tell, hinein; im Bewußtsein der Wirkung, die sein Auftreten im Gegensatz zu seinem Vorgänger erzielen mußte, grüßte er, freundlich das Hütlein rüfend, suchte dann eilig mit den Augen zwischen Tisch, Stühlen, Bänken und Schränken eine hohle Gasse und zugleich einen dem berühmten Hollunderbusch entsprechenden Gegenstand, der ihn vor Geflers Blicken verbergen konnte;

derselbe bot sich ohne weiteres in der Ecke in Form eines riesigen Mehlsackes, der dort auf einem Stuhle stand. Nun hörten wir ihn, zuerst ein wenig unsicher; dann aber liefen seine Verse wie am Schnürchen.

Drinne war atemlose Ruhe, wie in einer Schule, wenn der Landjäger kommt. Das schien uns ein gutes Zeichen und machte uns beherzter: so wartete einer hinter dem andern mit pochendem Herzen, bis das Stichwort erkönte, trat dann hinein, einer siegesbewußter als der andere, weil jeder glaubte, mit seinem Erscheinen müßten den Zuschauern erst Augen und Herz für die Schönheit des Stückes aufgehen.

Nach und nach kamen auch die Zuhörer wieder zu sich selber. Während die Kinder in Köcklein und Höslein anfänglich mit Grausen und Ehrfurcht hinter der Mutter Schürze hervorgegloht, wurden sie nach und nach beherzter, krochen aus den Ecken hervor, immer näher, bis sie ganz im Bereich der Szene waren, bestasteten unsere goldpapierglänzenden Kleider und Waffen. Eines rief mit entzücktem Blick zur Mutter:

„O das ist schön, ganz vo Gold!“ Das andere zwängte: es wolle auch ein goldenes Köcklein haben; ein kleines Büblein verlangte um alles in der Welt meinen Säbel und brachte mich fast aus dem Geleise, wozu es übrigens wenig gebraucht hätte.

Mit dem Tode Geflers war dann das Stück zu Ende gediehen; denn barmherzige Brüder hatten wir keine aufreiben können, und die Teilnahme der Zuschauer an dem so plötzlichen Hinschiede Geflers war eine so lebhaft und allgemeine, daß man auch mit der stärksten Stimme nicht mehr hätte zu durchdringender Wirkung gelangen können; der größere Knabe des Bauern jauchzte und johlte wie ein Heide im frohen Gefühl, daß der Bösewicht endlich seinen Lohn erhalten hatte; das kleine Mädchen weinte und rief in einem fort: „Sie haben den schön Ma tödet!“ Und zuguterletzt erwachte noch das Kind im Wagen, und unsere großen Schnurrbärte und kriegerischen Hüte flößten ihm solchen Schrecken ein, daß die Bäuerin mit allen Blicken zu verstehen gab, wie sehr ihr unser baldiger Abzug am Herzen lag.

Aber unser beifallslustiges Verweilen richtig deutend, winkte sie der Magd, uns die „Gage“ in Form eines halben Laibes Brot, den sie ver-

teilte, zu verabsolgen. Nun, Brot hatten wir zu Hause an gewöhnlichen Tagen genug; aber es war unser erstes Künstler-Honorar, und, zufrieden mit diesem Erfolg, zogen wir mit samt dem Gefßler, der wieder lebendig geworden, und das größte Stück erobert hatte, aus der Tür und beinelten erwartungsfroh einem andern Hause zu.

Weit zerstreut lagen die Häuser im Gemeindebann, oft mußten wir eine Viertelstunde Schnee stampfen, bis uns wieder eines seine Türen öffnete. Und gründlich mußten wir fühlen, trotzdem wir Hoffchauspieler waren, — Bauernhoffchauspieler —, daß Frau Fortuna eine launische Dame ist. Uns bereitete sie wohl in manchem Hause freudigen Empfang, aber in manchem auch wurden die Augen erst recht heiter, wann wir wieder gingen. Doch das tat unserm Knaben- und Fastnachtsübermute keinen Eintrag; wir spielten ja nicht um irdische Güter, hätten sie aber auch nicht verschmäht. Und wenn wir auch ein derbes Völklein waren, trotzdem wir aus dem „Himmelreich“ kamen, ließen wir uns auf unserer Schauspielerreise doch da und dort fast ernsthaft rühren, so daß wir dann ein wenig stiller aus dem Hause unseres Weges gingen. Irgendwo lag der Vater krank im Hause, schon manche Woche. Einer hatte den Gedanken vorgebracht, daß man ihm nicht den Lärm in die Stube tragen und lieber sein Haus in Ruhe lassen wolle; denn die Dämmerung war schon eingetreten.

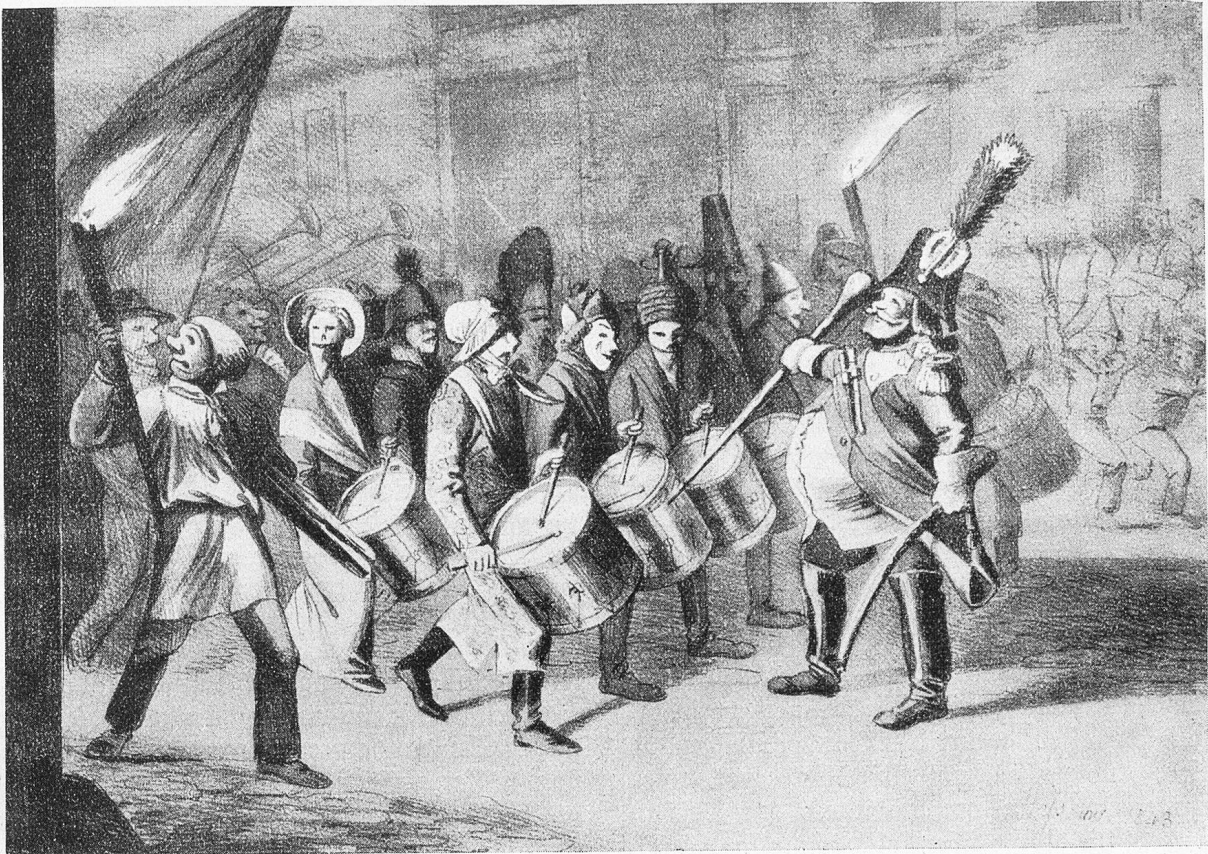
Als er hörte, daß wir vorbeigingen, schickte er uns ein Kind nach, wir sollten doch hereinkommen, es mache ihm Freude, unser Komödienspiel zu hören und richte ihn auf in seinem Kleinmut.

Wir traten ein und spielten, während er vom Krankenlager in der Nebenkammer bei weit geöffneter Tür aus hohen Rissen uns zuschaute. Still, fast andächtig hatten wir gespielt, und als wir uns rasch und verlegen zur Tür wandten, ließ er uns durch seine Frau danken, er rief uns mit schwacher Stimme näher zu sich, wollte uns beim Licht sehen, wem wir gehörten. Jedem gab er ein freundlich Wort oder die Hand, während wir mit geheimer Furcht an dem Bette des abgezehrten Mannes standen, aus dessen Stimme schon ein anderer sprach. Wir strebten, ins Freie zu kommen, nachdem wir ihm, sittsam und zahm wie selten sonst, gute Nacht gewünscht. Die be-

kümmerte Frau begleitete uns bis auf den Stiegentritt, und als sie uns nachsah und ich nochmals nach ihr zurückschaute, glänzte etwas wie eine Träne beim Licht der erhobenen Lampe in ihren Augen.

Am meisten Herzklopfen spürten wir, als wir uns im Dorfe dem Haus des alten Schulmeisters näherten. Fast alle gingen wir zu ihm in die Schule und fürchteten oder ehrten ihn fast mehr als wir ihn liebten, da er gar selten lachte, oder nie, und uns Buben auch ab und zu an den Ohren nahm, aber ohne daß wir ihn je im lauten Zorn hätten schimpfen oder lärmern hören. Einige fürchteten sich vor ihm; aber es reizte uns doch, vor ihn zu treten, etwa wie eine finstere Nacht den Bubentrog ins Freie lockt. Aber wir nahmen uns schrecklich zusammen; er saß allein an seinem Tisch an einsamer Lampe, da seine Frau irgendwo auf Besuch sein mochte. Kaum erwiderte er den Gruß und schien unserm Spiel wenig Aufmerksamkeit zu schenken, da ihn ein Buch, worin er eben las, mehr zu fesseln schien; nur ab und zu hob er die Brille an die Stirne, um mit bloßem Auge zu sehen, wer dieser oder jener sei; dann traf ihn ein Blick aus des Alten grauen Augen, daß er sein still und bescheiden seine Rolle vortrug. Als wir zu Ende waren, begann eine lange Minute, da der Lehrer noch immer eifrig in seinem Buche weiter las, während wir mitten in der Stube standen und einander von der Seite anschauten, ob wohl das Bleiben oder Gehen ratsam wäre. Schon räusperte sich der und jener, ein Husten ging durch unsere Reihen als erstes Zeichen zum Ausbruch. Da schob der Schulmeister das Buch von sich, rückte die Brille auf die Nase hervor, schaute uns an und brumnte etwas, dann stand er auf, ging zu seinem Bücherkasten und griff einen großen Band heraus; dann winkte er uns mit dem Kopf zum Tisch, öffnete das Buch, das farbige Darstellungen aus Schillers Tell enthielt.

„Kennt ihr das?“ fragte er mit tiefer Stimme, kaum merkbar lächelnd, indem er mit runzeligem Finger auf ein Bild zeigte, das den Schuß in der hohlen Gasse darstellte. Mit wenigen Worten, fast trocken, erklärte er uns die Gestalten, blätterte und zeigte uns noch andere Szenen; aber als ob er fürchtete, uns zu langweilen, hob er das Buch beiseite, ging zur Tür und winkte uns, zu warten, bis er komme. Bald erschien er wieder mit einer Kanne gold-



Morgensreich an der Basler Fastnacht um 1843.

Lithographie von R. Weiß nach Bild von S. Geh.

launern Birnenmostes.

„Muß selbst den Wirt machen,“ brummte er, mehr zu sich selber als zu uns. Dann reichte er die geblümten Gläser aus einem Buffet, schnitt jedem ein großes Stück Weißbrot ab, schenkte ein, ergriff selber ein Glas und sagte:

„So, wir wollen einmal Gesundheit machen.“ Unsere Gläser zitterten fast ein wenig, als sie schüchtern das feinige berührten.

Da fiel des Lehrers Blick auf Madeli, das bescheiden, wie wenn es nicht bis fünf zählen könnte, im Hintergrunde gestanden; er zog es mit langem Arm zu sich ans Licht:

„So, so, eine wackere Armgard habt ihr da!“ Während er aus glänzenden Brillengläsern in Madelis Apfelgesichtlein schaute, schienen seine Augen aus den ihren einen hellen Glanz zu holen; er ward gesprächig, ermunterte uns einmal zum Trinken, fragte und fing an zu erzählen, fast mehr sich selber zulächelnd als uns, da er einst auch Theater gespielt. Zuletzt fragte er uns, ob wir zum Schluß eins singen möchten; aber er wollte keines der Schullieder, die wir bei ihm gelernt.

„Eines von daheim, aus dem alten Heft“,

meinte er, und als keiner der Knaben anstimmen wollte, sagte sich das Madeli Mut mit seinem roten Schnabel:

„Es wohnt ein Landgraf wohl an dem Rhein,
Der hat drei schöne Töchterlein“
und bald liefs wie ein helles Quellschälchen, Lieder, wie wir sie daheim auf der Ofenbank von Mutter und Magd und Knecht erlauscht. Und der Lehrer hörte zu, nickte wohl einmal und drückte mit dem Daumen zufrieden und behaglich den Tabak seiner Pfeife tiefer, senkte den Kopf und sog fast in Andacht den Rauch, während er lauschte. Wir hätten bei Gesang und heitern Worten unser Fastnachtspiel vergessen, wenn nicht des Lehrers Frau die Tür geöffnet und freudig überrascht den jungen helläugigen Besuch so wohlgesaunt mit ihrem Mann gefunden hätte. Auf des Lehrers Wink mußten wir ihr zu Ehren noch ein Schülerliedchen singen. Sie beschenkte uns mit Äpfeln und Nüssen und leuchtete uns bis zur Tür.

Das Spiel und der Aufenthalt in des sonst so gefürchteten Lehrers Hause hatten uns wohl getan, wie eine gute Mahlzeit; aber merkwürdigerweise schien uns auf einmal die Spiellust

abhanden gekommen, und ohne daß wir's wußten, lenkten wir in die Straßenbiegung, die nach unserm Weiler führte. Eine Weile gingen wir fast wortlos neben- und hintereinander; aber

der Glanz der hellen Sterne, der runde Vollmond, der glitzernde Schnee und das Erlebnis im Lehrerhause wirkten fast wie süßer Wein in unsern Herzen und Köpfen nach.

Morgenstreich.

(Elegie eines alten Baslers.)

Einst, im versunkenen Jugendreich —
O magisches Wörtlein: Morgenstreich!
Das ganze Jahr voller Schulbank Sorgen,
Über ein Märchen war dieser Morgen.

Und noch heute, nach vielen Jahren, ist's so:
Laternen, Trommeln und Piccolo
Machen mein altes Herz weich,
Machen mein altes Herz froh!

Niemand als nur ein Basler versteht,
Was da im Busen so vor sich geht
Beim magischen Wörtlein: Morgenstreich —
Gibt's wohl auch einen im Himmelreich?

Dominik Müller.

Der Zauber der Landstraße.

Plauderei von Irmela Linberg.

Wenn Zigeuner in ihren Planwagen vorbeiziehen, diese struppigen, braunen, verwahrlosten Gestalten, wenn die Wanderburschen an unsere Tür pochen, um ein Stück Brot, einen Trunk zu erbitten, dann schütteln wir Seßhaften wohl die Köpfe über solch heimatlos schweifende Gefellen, die keine Ruhe kennen, die es stetig weitertreibt auf den ziellosen Straßen des Erdenballs.

Und doch — und doch! In jedem von uns — sei es der wohlbestallte Bürger, der behördlich verpflichtete Beamte, der an die Scholle gefesselte Landmann, der an die Maschine geschmiedete Arbeiter — in jedem zutiefst liegt jene Sehnsucht verborgen nach dem „Uns Blaue Treiben“, nach dem „In die Ferne schweifen“, kurz, nach dem „Zauber der Landstraße“. Und zuweilen bricht sie mit elementarer Wucht sich Bahn, daß auch die, welche es gut haben, geborgen sind, gesichert scheinen, aufbrechen müssen, ihr Bündel schnüren, Haus, Heim, Behagen hinter sich lassen und alle Mühsal, alle Zufälle, Gefahren, Lasten und Entbehrungen des Wanderweges auf sich nehmen, um des unerhörten, überwältigenden Gefühls der Freiheit willen, welches der Blick in verschleierte Fernen, über Berge, Gewässer, Waldungen und fremde Ortschaften hinweg in der Seele erzeugt.

Sie werden grau von Staub, Ermüdung liegt schmerzhaft in den des Pilgers ungewohnten Gliedern, dazwischen leiden sie Hunger und Durst, Kälteschauer herbstlicher Nächte, Gewit-

ter überfallen sie, jengende Sonne glüht auf ihre Scheitel herab; sie aber achten all dessen nicht mehr. Sie wandern und wandern. Weiter, immer weiter! Als gälte es ein selten und köstlich Ziel erreichen, das noch keiner vor ihnen fand.

Und ist doch kein Ziel als das:

Trunkenen Auges an Grün und Blau und Gold sich verlieren, Duft harziger Kiefern, raschelnden Laubes, jungen Heus, in vollen Zügen schlürfen, öffnen sein Ohr dem Liede des Vogels, dem Murmeln der Quelle, dem Sauchzen des Windes.

Und dieses:

Sich wieder zu fühlen mit der zeugenden Allmutter Natur, mit den Elementen, die scheinbar wir in unsere Dienste zwingen und die hier — ungezügelt und ungezähmt von Menschenhand — urmächtig wieder uns gegenüber treten, und uns zwingen, anbetend und ehrfürchtig vor ihnen in die Knie zu sinken.

Kein anderes Ziel gibt es, als die tiefe Verbundenheit mit der Erde und ihrem unerschöpflichen Leben alle Tage von neuem zu spüren, und die seltsame und beseligende Gemeinschaft mit den uns Begegnenden, die, ebenso wie wir, dem Zauber der Straße verfielen, sich selbst im Unbekannten suchen gingen und nun als Verstehende und Brüder uns grüßen.

Und schließlich: zu begreifen, daß alle Kunden und Wanderburschen, alle schweifenden, zigeunernden Horden vielleicht viel weniger heimatlos sind als die vielen Tausende in den